

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 51

Artikel: Das Lächeln Gottes

Autor: Böttcher, Max Karl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Lächeln Gottes.

Legende von Max Karl Böttcher.

Petrus lehrte von einer Erdenfahrt zum Himmelreich zurück und stand nun vor Gottvaters Thron.

„Nun, getreuer Knecht, wie fandest du die Erde und meine Menschen?“ so rief Allvater ihm entgegen.

„Herrgott, sei mir nicht gram für meine Botschaft. Ungut sind die Menschen auf deiner Welt geworden. Hass und Hader, Neid und Zank, Unzufriedenheit und Selbstsucht fand ich allerwege.“

„Und nichts, und gar nichts Gutes, Schönes, was dich erhebet und erfreuet hätte?“

Der alte Petrus sah betreten vor sich hin, dann schüttelte er sein bartumwalltes Haupt. Da fragte Gott: „So sage mir, mein Treuer: Was meinst du wohl, woran es liegt, daß es auf Erden nimmer schön und friedlich ist?“

Da hob der alte Diener frei sein Haupt und hub nun an: „Du gönntest mir, Allvater, stets ein freies Wort. Drum zürne mir auch heute nicht, wenn ich ohn Unterschweiß dir sage, was ich denke!“

„Sprich nur, Alter! Was du auch sagst, ich zürne nicht!“

„So höre denn! Kurz sei es gesagt: Es fehlt auf Erden jetzt — das Lächeln Gottes!“

Erstaunt sah unser Herrgott den treuen Diener an und sagte dann: „Du meinst mein Lächeln, mit anderen Worten, ein göttlich Fühlen, Denken, Wollen wäre nicht mehr aufzufinden auf meiner alten Mutter Erde?“

„So ist's, Allvater! Wohin ich kam, war Trübsinn, war Verzagtheit, ja, Verzweiflung. Das Lächeln Gottes spürt ich nie!“

Gar lange schaute Gott auf Petrus nieder, dann stand er auf und nahm den Alten bei der Hand.

„Mich dünkt“, so hub Gottvater jetzt an, „mich dünkt, mein guter Petrus, du warst auf Erden nicht am rechten Ort und deine Augen werden alt und trübe. — Komm jetzt mit mir herab zur Erde, ich will dir zeigen, wo mein Lächeln, wo das Lächeln Gottes du dort finden kannst!“

Und alsbald erreichten sie die Welt und unsichtbar für Menschenohr und Menschenauge führte Gott, der Große, Gute den alten Petrus durch die Erde.

Da kamen sie in eine Stadt. Dort war im Pfarrhaus eine Schwester, Elisabeth genannt. Wo eins in der Gemeinde frank darunterlag, wo eins zum Sterben sich gelegt, wo eins der Welt ein neues Menschenkind gebärt, da war Elisabeth, die Schwester, rasch am Platze.

Wie eine Mutter half sie und sorgte sie für fremde Menschen, wohin ihr Fuß auch kam, da ward es licht und hell. Ein Strahlen ging von ihren blauen, güt'gen Augen aus, und um den jungen Mund, den reinen, spielte ein glücklich und beglückend Lächeln.

„Schau, Petrus! Wie nennst du dieses Tun von diesem Menschenkind, dies selbstlos Helfen, Stükken, Handeln? Wohin sie kommt, verbreitet sie nur Segen! Voll Ungeduld erwarten sie die Kranken, die Armen, die Schwachen! Rohheit und eckes Wesen, Gemeinheit, Neid und Zank, sie schwenden hin, wo man ihr Walten spürt. So sage doch, wie nennst du dieses Tun?“

„Göttlich ist ihr Tun, christlich ihr Werk!“ sprach Petrus leise zu dem Herrn.

„Und wie's sie's tut! Schau ihr Auge an, betrachte ihren Mund!“

„Herr, du hast recht! Das ist das Lächeln Gottes!“

„Sieh, Petrus! Und solcher Schwestern gibt es gar viele, viele auf der Welt, nicht nur in Tracht! — Komm weiter, treuer Knecht!“ Und Gott, der Vater, führte ihn in eine große, düstere Stadt, darin die Arbeit, die Sucht nach Geld und nach Verdienst die Menschen heizte. Und dort, in einer schmalen, dunklen Straße dieser Stadt, da

stand ein großes Haus mit engen Treppen und kleinen Stuben, wie es die Armenviertel jeder Großstadt zeigen.

Nun standen sie, die beiden Männer vom Himmelreich, in einem Raum, Wohnküche von den Menschen wohl genannt. Frühmorgens war es, und drin im Raum drängten sich neun, wohl zehn verschiedene Menschen, Große und Kleine und ganz Kleine. Es war Beginn des Arbeitstages auf der Welt. Und unter dieser Schar von fortdrängenden Menschen stand eine Mutter, abgearbeitet, hager und grau an Haar, aber sie stand wie eine Säule, wie ein Turm im Lärm und im Gewimmel. Wie ein Feldherr, so lenkte und dirigierte sie die Schar, dabei unentwegt und fort und fort Brot schneidend und mit Margarin streichend, und zehn und zwanzig Fragen, Wünsche und Verlangen stellte man an sie. Kurz und klar war stets die Antwort, kein Unwill, niemals Unmut ward auf diesem Mutterantlitz sichtbar, wohl aber oft ein güt'ger Blick, ein freundlich Lächeln, wenn sie den Hausgenossen Rat und Beistand gab, etwa in diesen Worten: „Vergiß die Sohlen nicht in deine Schuh zu legen, Oskar! Und du, Johanna, zieh mir ja die Handschuh an! Hör zu, Paul, was ich sage: Wenn Karl, dein Nachbar in der Schule, heut wieder nichts zu essen mitbekommen hat, so gib ihm eine von den Stullen! Du aber, Liel, bittest deinen Chef, daß er dir morgen eine Stunde Urlaub gibt, du wirst gebraucht zur Wäsche!“ Und so, so hatte sie für jeden einen Ratschlag, ein sorgend Wort. Aus allem, allem aber klang die Liebe!“

Still sah der Herrgott Petrus an, und er, er fing den Blick des Vaters auf und nickte mit dem Haupte, und als sie diesen Raum verließen, sprach er zu Gott: „Was ich bei dieser Mutter sah, war auch das Lächeln Gottes, war deine Liebe, deine Güte, großer Vater!“

„Das mein' ich wohl mein Treuer! Nun komme noch weiter mit!“

Und alsbald stand Gott mit Petrus in einer riesigen Fabrik, wo Wolle zu Garn ward. Da sahen und standen Hunderte von Menschen in großen Sälen an surrenden Maschinen in dumpfer, heißer Luft und arbeiteten tagaus, tagein, jahraus immerdar das Gleiche. Dasselbe! Bläß waren ihre Gesichter, und wahrlich, aus keinem sah man Lebensfreude strahlen, wohl aber Not und Mißmut und Verdrüß.

„Hier aber spür ich wirklich nichts von deinem Lächeln!“ meinte gedrückt und ernst St. Peter zu dem Herrn.

„Noch nicht, doch merke nur gut auf!“ Da tat sich jetzt die Tür auf. Ein junger, schlanker Mann, Fahrruhlführer dieser Spinnerei, dess' Dienst wahrhaftig schwer zu nennen war, trat ein und rollte einen Karren vor sich her, mit Rohstoff schwer beladen. Und dieser junge Mann? — Ein Liedlein pfiff er vor sich hin, sprach hier ein freundlich Wort, erlaubte sich bald da, bald dort ein Scherlein, vielleicht nicht allzu zart! Und da, o Wunder, war's im düsteren Saale mit einem Male licht! Gar viele der vergrämten Mienen dieser Fronarbeiter wurden klar und hell, gar vielen kam ein Lächeln an, und alles nur, weil dieser eine Mensch, der Fahrruhlführer, den Raum betreten hatte und lächelnd scherzte, pfiff und gar ein Liedlein summte!“

„Solch Menschenkind ist Goldes wert! Du müßtest mehr von dieser Sorte schaffen, Herrgott!“ rief Petrus aus, als sie schon wieder auf dem Wege waren.

„Es gibt genug von dieser Art! Und bei mir und im Himmelreich, da haben sie besonders guten Stand. Die Menschen müßten ihre Art verstehen lernen und ihnen nachzuahmen suchen, denn nicht mit Trübsinn und Verzagen meistert man die Sorg' und Not, o nein! Mit mut'gem, frohem Sinn! Und alle die, die so sind wie der Friß, der Fahrruhlführer, die tragen mein Lächeln, das Lächeln Gottes auf dem Angesicht! — Und nun, mein Petrus, komm noch ein Stüblein mit, ich will dir noch etwas zeigen!“

Er führte jetzt St. Peter fort ins Freie, er zeigte ihm den wunderbaren Blumenflor auf einer Venzeswiese, er führte ihn durch Flur und Hag und ließ ihn das Gezwitscher vieler Vöglein hören, er zeigte ihm ein Vogelnest, er zeigte ihm im Bauernhof die Küdlein mit der Glucke und sagte alsdann ernst: „Das alles, lieber Petrus, ist mein Lächeln, ist das Lächeln Gottes! In hundertfacher Art ist es auf Erden, die Menschen sollten es nur suchen, sehen, sich daran erheben! Denn tausend Freuden hat die Welt, nicht nur tausend Plagen!“

Vor Weihnachten.

Vor einem Spielzeugladen staut sich hart die Menge,
Wo hinter Scheiben märchenhaft erhellt
Viel prächtige Dinge sind zur Schau gestellt,
Und lauter Jubel tönt aus dem Gedränge.

In hellem Glanz der Kinder Augen glühen,
Die eifrig plaudernd vor dem Laden stehn,
Der Freude rote Röslein, zart und schön,
Gar lieblich auf den kalten Wangen blühen.

Ein kleiner Junge in der Kinder Kreise
Steht an der Mutter Seite wie gebannt,
Und schaut mit großen Augen unverwandt
Auf all' die Herrlichkeit und flüstert leise:

O Mutter, sieh doch jene wunderbare
Prächtige Eisenbahn mit Tunnels hier!
Du Mutter, gelt, Christkindlein kaufst sie mir,
Ich wünschte sie mir schon vor einem Jahre.

Die Mutter tröstet: Bub, du mußt auch denken,
Es gibt viel arme Kinder auf der Welt,
Christkindlein hat gewiß nicht so viel Geld,
Um alle miteinander zu beschaffen.

Der Kleine schaut zur Mutter auf gar lange,
Schmiegt lächelnd enger sich an sie und spricht:
Hab keine Angst, Christkind vergiß mich nicht!

Die Mutter schweigt und eine heiße Träne fällt auf ihre Wange. D. Braun.

Vom Schnee.

Plauderei von W. St.

Große Freude hat der ausgiebige Schneefall der letzten Woche im ganzen Lande herum ausgelöst. Man ist sich das vor Mitte Dezember gar nicht mehr gewöhnt. Früher, ja, da gab es noch Dezember mit knackender Kälte und Fußtiefem Schnee. Aber man muß schon ziemlich weit zurückbliden, um einen solchen Dezember in der Chronik zu finden. — An den Winter von 1889 mag ich mich noch deutlich erinnern. Er war der erste Winter, den ich als Gymnasiast in Bern zubrachte. Da fiel in der Nacht zum ersten Dezember eine solche Menge Schnee, daß die Zeltdächer vieler Mebbuden auf der Schützenmatte eingedrückt wurden. Nachher sank das Thermometer auf 15 Grad unter Null und es gab eine Schlittschuh- und Schlittellaßsaison ersten Ranges.

Vom Skifahren und vom winterlichen Bergsport wußte man damals noch sozusagen nichts. Im Winter in die Berge zu gehen, hätte man Gott versuchen heißen. Die studierende Jugend vertrieb sich die Zeit mit Biertrinken. — Welch ein Glück für das Jungvölk, daß seither der Skisport gekommen ist. Sehnstüchtig schauen wir Alten, die den Anschluß an den Sport verpaßt haben, den Jungen nach, wenn sie am Wochenende fröhlichen Auszug halten. Dem Skisport haben wir es zu verdanken, daß ein rechtzeitig eingeschoder Schneefall heute für unser Land ein Millionen geschenkt bedeutet: Eine Kapitalanlage für die Gesundheit, eine Quelle des Verdienstes für Tausende. So ist der Schnee nicht nur der große Luftreiniger, der Beschützer der Bege-

tation geblieben, sondern zum großen Gesundheits- und Wohlfahrtsbringer für das ganze Volk geworden.

Für den Landmann und den Gartenfreund hat der Schnee fast noch größere Bedeutung als für den Sportler. Eine dicke Schneedecke schützt die Saaten und die Grasnarbe. Der Schnee befördert die Zersetzung der künstlichen und natürlichen Dünger und der Ackerkrume. Er schützt junge Pflänzlinge vor dem Ausfrieren. Der Forstmann und der Alpler haben den Schnee gleich nötig zum Holztransport und zur Beförderung des Heues. Holzen und Heubergen, das ist der muskelstählende Wintersport des Bauersmannes und des Alplers. So eine mannsdicke Tanne künstgerecht zu fällen und zu zerlegen, einen großen Wippschlitten voll Holz oder Heu durch steile, gefährliche Pfade hinunterzulernen, das verlangt noch ganz andere Kräfte als der Skisport.

Aber auch ein Friedensvermittler und ein großer Künstler ist der Schnee. Er deckt alles so schön und einheitlich mit seiner molligen, weißen Decke und fördert damit den Ausgleich der Gegenseite. Welch ein Künstler er ist, das siehst du an der Fensterscheibe, im Garten, in der Stadt, auf Feld und Flur. Um großartigsten aber offenbart er sich in der Landschaft, die sich dir darbietet, wenn du am Sonntag früh in die Höhe steigst. Da schiebt die Sonne Strahlenpfeile in das brodelnde Nebelmeer und in die Wipfel des Hochwaldes. Es ist, als ob tausend Weihnachtsbäume ihre Lichter angezündet hätten. Tiefblauer Himmel wölbt sich über dem Nebel. Die Bergspitzen glühen in der Morgensonne. Sommerlich warm leuchtet die Winterlandschaft. Du vergißtest alle Sorgen und jubelst dankbar dem Schöpfer entgegen.

Frau Guxa.

Erzählung von Johannes Tegerlechner. 2

Beim ersten Dämmerschein waren die drei Gesellen auf den Beinen, froh, die erstarrten Glieder bewegen zu können. Chechino trug schon seit geraumer Zeit Steine von einem Ort zum andern und sprang darüber, um sich zu erwärmen. Isidor blies mit vollen Backen in die Asche, fachte wieder das Feuer an und holte Wasser. Chechino schüttete braunes Kaffeeepulver hinein und legte Brot und dürres Fleisch auf den Laden daneben. Als sie aufstanden und die Säcke umschlalstten, ergriff der Schwarze die Schnapsflasche — „Zur Gesundheit ihr!“ — und hielt sie den Kameraden hin. „Da trinkt noch einen Schluck, der wärmt Herz und Leib!“ Dann setzten sie sich mit Isidor an der Spitze in Marsch. Ein frostharder, herber Wind strich um ihre Köpfe und zauste an dem braunen Haarbüschel Chechinoss, der ihm tief in die Stirne hing.

Auf dem Breitengletscher suchte Isidor mit Umsicht die Stellen aus, wo sie das Eis ohne Gefahr überschreiten konnten, denn einige Nächte vorher war frischer Schnee gefallen, der die Löcher und Schrunden kaum noch erkennen ließ. Die warme Mittagssonne hatte ihn an den Grashängen wieder aufgesogen, auf der Gletscherzunge aber war er liegen geblieben. Vorsichtig umgingen sie die Spalten und glatten Abfälle, denn alle drei kannten die Tücken der Gletscher, die starr und unbeweglich daliegen wie die Ungetüme auf dem Meeresgrund und mit tausend Fangarmen auf ihre Opfer lauern. Die andere Seite der Junge war bald erreicht. Nach einer langen, ermüdenden Kletterei gelangten sie zum Geisssee, dessen seichte Ufer schon längst überfroren waren. Vergetief schien es hinunter zu gehen in die dunkle, vom Winde gepräulzte Flut.

„Das soll der Eingang sein ins Purgatorium“, bemerkte Isidor so im Vorbeigehen, „und alte Leute, die hier oben hirteten, wollen diesen oder jenen Verstorbenen gesehen haben.“

Ginochi erhob ein schallendes Gelächter. „Sind die hier noch so dumm?“